

# Rezensionen

Heike Kahlert

Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi, Ruth Becker (Hrsg.), 2011: Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 163 Seiten. Mit 19 Tabellen. 19,95 Euro

---

Den Ausgangspunkt dieser Publikation bildet eine eingangs erwähnte, nüchtern daher kommende empirische Feststellung, die nicht ohne Folgen für die Verfasstheit der Geschlechterverhältnisse bleiben wird: Überall in der sogenannten reichen Welt nimmt die Erwerbsbeteiligung von Frauen zu. Im vereinten Deutschland beispielsweise, so belegen Daten des Statistischen Bundesamts, stieg sie von 61 % im Jahr 1991 auf 70 % im Jahr 2008, bedingt durch die Zunahme Teilzeit und geringfügig beschäftigter Frauen, während die der Männer mit zwischenzeitlichen Schwankungen im gleichen Zeitraum bei 82 % verharnte. Noch weitaus deutlicher drückt sich der Wandel bei den Akademikerinnen aus: Zwischen 1991 und 2008 erhöhte sich ihre Erwerbsbeteiligung um 84 %, die der erwerbstätigen Akademiker hingegen nur um 12 %. Diese Entwicklung gab den Anstoß zum vorliegenden Sammelband, der durchweg lesenswert ist: „Er fragt, wie hoch qualifizierte Paare das Verfolgen zweier Karrieren bewerkstelligen und wie sich die Personalpolitik in Organisationen auf die Zunahme von Frauen in Führungspositionen und deren Folgen für den Alltag in Familien und Betrieben einstellt. Zudem fragt er, was noch zu tun ist, um Frauen die gleichen Chancen wie Männer [sic!] auf berufliche Entwicklung und beruflichen Erfolg zu sichern und beruflich ambitionierten Paaren ein subjektiv lebenswertes privates Leben, ggf. auch mit Kindern, zu ermöglichen.“ (S. 9)

Die drei Herausgeberinnen verbindet eine Kooperation anlässlich der von ihnen geleiteten Forschungsprojekte, die zwischen 2007 und 2010 im Themenschwerpunkt „Frauen an die Spitze“ im Rahmen des Förderbereichs „Strategien zur Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen in Bildung und Forschung“ aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) und des Europäischen Sozialfonds für Deutschland (ESF) gefördert wurden. Mit dem Fokus erstens auf die privaten Lebensformen von Frauen und Männern, insbesondere deren Gestaltung in Paarbeziehungen, und zweitens auf die Arbeitswelt als sozialem Kontext, auf den sich (hoch qualifizierte) Frauen und Männer, auch solche in Paarbeziehungen und gegebenenfalls mit Kindern, einstellen müssen, wenn sie Karriere machen wollen, werden in drei umfangreichen Beiträgen ausgewählte Forschungsergebnisse der drei sehr unterschiedlichen Projekte erstmalig in etwas ausführlicherer Form vorgestellt. Dabei handelt es sich um selbstständige Beiträge, die durch ein gemeinsames Literaturverzeichnis und eine gemeinsame Einleitung mit einer kurzen Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse der Studien und einem knappen Ausblick auf Handlungsansätze zur institutionellen Unterstützung von Doppelkarrierearrangements („Das Wichtigste in Kürze“, S. 17–20) miteinander verbunden werden.

*Ruth Becker, Ellen Hilf, Shih-cheng Lien, Kerstin Köhlert, Bärbel Meschkutat, Darja Reuschke und Cornelia Tippel* untersuchen das Mobilitätsverhalten unterschiedlicher hoch qualifizierter Bevölkerungsgruppen im Kontext der beruflichen Entwicklung und

unterschiedlicher Lebensformen sowie die Mobilitäts- und Karriereerwartungen in Wirtschaft und Wissenschaft. Neben einer repräsentativen Bevölkerungserhebung in drei Stadtregionen gibt eine Befragung von promovierten beziehungsweise habilitierten Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen Aufschluss über die Strategien von Frauen und Männern, mit denen diese den tendenziellen Konflikt zwischen beruflichen und privaten raum-zeitlichen Erfordernissen bewältigen. Ergänzend werden die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen von wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Organisationen kritisch erörtert und Lösungsangebote zur Vereinbarkeit von raum-zeitlichen Interessen in Wirtschaft und Wissenschaft einerseits und der Beschäftigten andererseits ausgelotet. Die Autorinnen bestätigen die Bedeutung berufsbedingter räumlicher Mobilität für die berufliche Weiterentwicklung und den beruflichen Aufstieg zwar, zeigen zugleich aber auch, dass räumliche Mobilität weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für Karrierechancen von Frauen ist.

Die Wissenschaftskarrieren von Frauen in Paarbeziehungen stehen im Mittelpunkt des Beitrags von *Johanna Hess*, *Alessandra Rusconi* und *Heike Solga*. Dabei vergleichen sie die Karrieren von Frauen in Technik-, Natur- und Sozialwissenschaften und untersuchen, welche Paarkonstellationen und Koordinierungsstrategien Frauen dabei unterstützen, die Hürden einer wissenschaftlichen Laufbahn zu überwinden, und welche eher nachteilig sind. Methodisch stützen sich die vorgestellten Ergebnisse auf die Analyse standardisierter Lebensverlaufsinterviews und qualitativer problemzentrierter Interviews. So werden ‚objektive‘ Einflussfaktoren auf die Karrierewege von Frauen in der Wissenschaft mit den subjektiven Wahrnehmungen der Frauen sowie paarinternen Aushandlungen verknüpft. Deutlich wird, dass sowohl disziplinspezifische Karrierelogiken (z. B. Leitungstätigkeiten, Auslandsaufenthalte, Habilitation) als auch Paarkonstellationen eine wichtige Rolle für die Wissenschaftskarrieren von Frauen spielen. Dies gilt laut Hess et al. insbesondere in der Postdoc-Phase. Abschließend diskutieren die Verfasserinnen Gestaltungspotenziale zur Verbesserung der Karrierechancen von Frauen und zur Erhöhung der Chancengleichheit von Frauen und Männern auf dem Weg zur Professur innerhalb der Paare selbst sowie der wissenschaftlichen Institutionen (Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen).

Auch *Nina Bathmann*, *Dagmar Müller* und *Waltraud Cornelißen* befassen sich mit den Karrierewegen von Frauen in Paarbeziehungen, legen aber keinen Schwerpunkt in einem spezifischen Berufsfeld. Im Zentrum ihrer Erörterungen steht vielmehr die biographische Retrospektive, die in biographisch-narrativen Einzel- und Paarinterviews erhoben wurde. Ausgehend von der Idee der verknüpften Lebensläufe nehmen die Autorinnen an, dass die individuellen Karrieren beider Partner wechselseitig voneinander abhängen. Paare entwickelten eine gemeinsame Lebensführung, die die individuellen Karrieren befördern, aber auch begrenzen könne. Dabei werde die Koordinierung der beiden Berufskarrieren und deren Vereinbarung mit Familie und anderen Lebensbereichen als (inter-)aktiver Herstellungsprozess verstanden, der in familiäre, soziale, organisationale und institutionelle Kontexte eingebettet sei. An Fallbeispielen für Verlaufsmuster in Paarbeziehungen zeigen die Verfasserinnen, dass und wie karriererelevante Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern auch in den Partnerschaften selbst hergestellt werden. Dabei wird deutlich, dass die Familiengründung für Frauen in Partnerschaften noch immer eine gravierende Hürde auf dem Weg in Führungspositionen darstellt.

Die Beiträge des Sammelbandes belegen eindrücklich, dass Paarbeziehungen und Paarkonstellationen sowie Geschlechter-, Elternschafts- und Beziehungskonzepte für die Karrieren von hoch qualifizierten Frauen hoch bedeutsam sind. Offensichtlich wird aber auch, dass die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes an Führungskräfte in Paarbeziehungen, in denen beide Teile eine berufliche Karriere verfolgen (wollen), zu erheblichen Koordinierungsproblemen bei den Paaren führen. „Diese übersteigen die Vereinbarkeitsprobleme, die sich für Zweiverdienerpaare mit geregelter Zeit an einem festen Ort in der Regel ergeben. Doppelkarrierearrangements werden institutionell bisher kaum gestützt.“ (Rusconi et al., S. 19)

Mit seinen durchweg methodisch aufwändig gewonnenen empirischen Ergebnissen leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erforschung von Doppelkarrierepaaren im deutschsprachigen Raum. Eine Stärke ist ebenso, dass es praktische Handlungsansätze zu deren Unterstützung aufzeigt. Auffällig ist aber auch, dass zwar alle Beiträge von Karrieren handeln, das verwendete Karriereverständnis jedoch nicht näher explizieren, geschweige denn reflektieren. Zwischen den Zeilen wird allerdings deutlich, dass Karriere zumeist als auf den beruflichen Aufstieg fokussiert gefasst wird. Das Private – Paarbeziehungen, Familie, Kinder – hingegen scheint in diesem Karriereverständnis keinen Platz zu haben. Dabei wäre doch auch zu fragen, inwiefern die sich durch die steigende Erwerbsbeteiligung von Akademikerinnen verändernden Karrierekonstellationen in Paarbeziehungen das traditionelle, auf beruflichen Aufstieg zentrierte Karriereverständnis selbst unter Wandlungsdruck bringen. Zu kurz kommt in den Beiträgen ebenfalls die Theoriebildung zu dem bisher insgesamt wenig erschlossenen Forschungsgegenstand. Die genannten Leerstellen mögen dem Umstand geschuldet sein, dass alle Beiträge auf umfangreichen empirischen Studien basieren und noch während der Laufzeit der Projekte entstanden sind. Hier deutet sich weiterer Forschungsbedarf ab. Es bleibt abzuwarten, inwiefern weitere Studien zu Doppelkarrierepaaren diese Herausforderungen annehmen.

## Zur Person

*Heike Kahlert*, Prof. Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Soz., Lehrstuhlvertretung für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Entwicklungen und Strukturen“ am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Transformationen des Wissens in der Moderne, Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat, Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen, Gleichstellungsbezogene Organisations- und Personalentwicklung im Public-Profit-Bereich

Kontakt: [www.heike-kahlert.de](http://www.heike-kahlert.de)

E-Mail: [mail@heike-kahlert.de](mailto:mail@heike-kahlert.de)

## Regina Weber

Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hrsg.), 2010: „Was ein rechter Mann ist ...“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Reihe Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 68. Berlin: Karl Dietz Verlag. 255 Seiten

Der Blick auf Geschlechterverhältnisse kann angesichts vieler Studien der letzten Jahre nicht mehr als Ausnahme in der Rechtsextremismusforschung angesehen werden. Allerdings konzentrieren sich die bisherigen Forschungsarbeiten in der Regel auf die Analyse der Rollen und Situationen von Frauen in der Szene. Der Blick auf Funktionen und Rolle von Männlichkeitskonzepten für die extreme Rechte war in dieser Diskussion bislang marginalisiert und der Sammelband greift diese Forschungslücke auf.

Die HerausgeberInnen strukturieren die 16 Beiträge logisch in vier Teile: einen theoretischen Einstieg („Das Problem benennen“), eine zweistufige Analyse („Den Blick schärfen“ und „Die Perspektive erweitern“) und einen Beitrag zur Praxis („Handlungsansätze entwickeln“). Als theoretischer Ausgangspunkt dienen zwei Ansätze: Connells Theorie hegemonialer Männlichkeit und das Bordieu'sche Konzept des männlichen Habitus. In Anlehnung an Michael Meuser wird für die Verknüpfung dieser beiden Ansätze plädiert.

Die ersten vier Beiträge spannen einen weiten Bogen der Debatten, die an der Schnittstelle von Rechtsextremismusforschung und Männlichkeitsforschung geführt werden sollten: *Kurt Möller* beginnt den ersten Teil mit einer empirischen Analyse der männlichen Dominanz in der extremen Rechten. Für ihn sind deren traditionelle Männlichkeitskonzepte eine Reaktion auf subjektive Marginalisierungserfahrungen, durch die sich (vor allem junge) Männer aus hegemonialen Männlichkeitskonzepten ausgeschlossen sehen. *Fabian Virchow* widmet sich der „militarisierten Männlichkeit“ der extremen Rechten und sieht in der sich wandelnden gesellschaftlichen Akzeptanz militärischer Elemente (Stichwort Bundeswehreinätze) einen möglichen Resonanzboden für extrem rechte Männlichkeitskonstruktionen. *Andreas Heilmann* thematisiert die Wandelbarkeit von rechtsextremer Männlichkeit und damit die Ansprachefähigkeit entsprechender Kreise für junge Männer. Prominentes Beispiel ist die „risk-and-fun-orientierte Jugendszene-Männlichkeit“ der Autonomen Nationalisten. *Yves Müller* schließt den ersten Teil mit einem Aufsatz zur Scharnierfunktion der „Jungen Freiheit“ in Bezug auf antifeministische Diskurse ab. Männlichkeiten werden hier nicht explizit diskutiert. Der Autor sieht jedoch die Auseinandersetzung um Männlichkeitskonzepte implizit in Diskursen um Feminismus, Homosexualität und „Fremde“ enthalten.

Im zweiten Teil werden rechte Männlichkeitskonstrukte unter die Lupe genommen. Für *Esther Lehnert* ist das unveränderbare, dichotome Geschlechterverhältnis das „Innen“ der Volksgemeinschaft, für das jedes Infragestellen einem Angriff gleichkommt. Sie sieht in der reflexartigen Ablehnung von veränderten Geschlechterverhältnissen die Furcht der extremen Rechten vor der Auflösung „ihrer inneren Ordnung“ (S. 98; Hervorh. i. Orig.). Nach *Ulrich Overdiek* zeigt der rechtsextreme Diskurs der „Rassenschande“ die Verknüpfung von rassistischen mit sexistischen Konstruktionen, aus der das „männliche ‚deutsche‘ Selbst“ als positive Norm entsteht (S. 107). *Yves Müller* und

*Robert Claus* kommen zu dem Ergebnis, dass sich in rechtsextremen Diskussionen um Homosexualität der Widerspruch zeigt zwischen der heterosexuellen Norm, die für die Ideologie der ‚Volksgemeinschaft‘ nötig ist, und der Realität homosexueller Männer in der extremen Rechten. Letztere finden in der Szene durchaus Akzeptanz, solange sie nicht „feminin“ auftreten und ihre Normabweichung durch „Nützlichkeit und Leistung“ für die Szene kompensieren (S. 116, Hervorh. i. Orig.). Der Gegenseite im dichotomen Geschlechterverständnis widmet sich *Juliane Lang*. Sie beschreibt die Entstehung rechtsextremer Frauenorganisationen und die vermehrte Sichtbarkeit von rechten Aktivistinnen und Politikerinnen als „zeitgemäße Reaktion“ der extremen Rechten, die mit „gleichzeitigen verbalradikalen Angriffen gegen Gender (Mainstreaming)“ einer „drohenden Liberalisierung“ der Geschlechterbeziehungen in der eigenen Szene entgegenwirken und diese dadurch langfristig stabilisieren (S. 142). *Andreas Speit* thematisiert den Widerspruch zwischen „Schein und Sein“ im „Mythos Kameradschaft“. Hier steht die zur Schau gestellte Kameradschaft im deutlichen Gegensatz zu gruppeninterner (teilweise sexualisierter) Gewaltanwendung. *Kristin Witte* analysiert Männlichkeiten in der Szene der Autonomen Nationalisten anhand von Videosequenzen und sieht dort aggressive und kampfbetonte Inszenierungen von Männlichkeit (S. 179).

Der dritte Teil widmet sich angrenzenden Gebieten und Grauzonen. *Karsten Schuldt* beschreibt, wie Männer in Burschenschaften einüben, sich „als Teil einer gehorchenden Elite zu begreifen“ und durch die enge thematische Übereinstimmung in zentralen Diskursen zu „Transmissionsinstitutionen“ zu konservativen Milieus und extremer Rechten werden (S. 193). *Eva Kreisky* und *Georg Spitaler* wenden sich gegen eine zwangsläufige Verbindung zwischen Fußballfankultur, Männlichkeit und Rechtsextremismus, sehen jedoch Anknüpfungspunkte, die auch im Alltagsbewusstsein eine große Rolle spielen. Empirische Belege hierfür vermissen die AutorInnen jedoch noch. Körperlichkeiten und Uniformierung der SS sind für *Paula Diehl* Ausdruck der Gruppenzugehörigkeit und Machtsymbolik und damit Projektionsfläche eines idealtypischen „Ariers“ (S. 220). *Thomas Gesterkamp* diskutiert die Rolle des Internets für „Männerrechtler“ und deren Anschlussfähigkeit nach rechts außen. Diese Scharnierfunktion ist aus seiner Sicht jedoch keine zwangsläufige Entwicklung, sondern könnte durch progressive Männerarbeit ausgehebelt werden (S. 224).

Im letzten Teil werden Praxisansätze für die Jugendarbeit diskutiert. *Olaf Stuve* überträgt Erfahrungen aus der geschlechterreflektierenden Jungenarbeit in die Präventionsarbeit gegen Rechtsextremismus. Er betont den Wert dieser Arbeit für Jugendliche, die Gefahr laufen, in die rechtsextreme Lebenswelt einzusteigen, indem sie mit den Widersprüchen zwischen Gewalt und Männlichkeitskonzepten und versprochener Freundschaft und Kameradschaft konfrontiert werden. *Marc Brandt* schließt den Band mit Fallbeispielen zu geschlechterreflektierenden Strategien bei Kindern und Jugendlichen, bei denen die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus nicht im Vordergrund der pädagogischen Arbeit steht, im Alltag aber dazugehört. Dies erfordert aus seiner Sicht passende Rahmenbedingungen in der Teamstruktur der pädagogischen Begleitung, um den Kindern und Jugendlichen Alternativen zu hegemonialen Männlichkeitsbildern zu zeigen.

Der Sammelband erfüllt den Anspruch, „neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede und Widersprüche in Bezug auf Männlichkeiten“ (S. 16) aufzudecken. Geschlechter-

verhältnisse sind das Feld, in dem einerseits die extreme Rechte eine große Anschlussfähigkeit zu Alltagswissen und breiten gesellschaftlichen Kreisen herstellen kann. Andererseits machen gesellschaftliche Entwicklungen vor der Szene nicht Halt. Der Kern der völkischen Ideologie ist ohne dichotome normierte Geschlechterrollen nicht vorstellbar, daher ist es an der Zeit, sich geschlechtersensibel auch im Hinblick auf Männer mit Anschlussstellen für rechtsextreme Einstiege auseinanderzusetzen. Gerade in der Jungarbeit wären geschlechterreflektierende Ansätze notwendig, um solchen Einstiegen als Reaktion auf geschlechtsbedingte Orientierungslosigkeit entgegenzuwirken.

Insgesamt präsentiert der Sammelband das breite Themenspektrum dieses Forschungsdesiderats, auch wenn sich die einzelnen Beiträge nicht aufeinander beziehen und in der Kürze nicht in die Tiefe gehen können. Gerade deswegen bieten sich weitere Verbindungen zu differenzierten Studien. Zugleich finden PraktikerInnen und am Thema Interessierte einen guten Einstieg in die Problematik.

## Zur Person

*Regina Weber*, M.A., Politikwissenschaftlerin. Arbeitsschwerpunkte: Politische Partizipation, Parteien und Organisationen, Hochschule und Wissenschaft  
Kontakt: Hans-Böckler-Stiftung, Hans-Böckler-Str. 39, 40476 Düsseldorf, Tel. 0211-7778189  
E-Mail: regina-weber@boeckler.de

## Ricarda Drüeke

Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach, 2011: *Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption*. Bielefeld: transcript. 178 Seiten. 19,80 Euro

---

Forschungen zu Medien und Migration haben in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Zumeist steht in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen die Mediennutzung von MigrantInnen im Vordergrund. Verbunden mit der Frage, ob MigrantInnen inländische oder ausländische Medien nutzen, wurde die Rolle von Medien in Integrationsprozessen betont und so auf ihre integrative oder desintegrative Funktion verwiesen. Als Desintegration und damit als Gefahr wurde häufig – vor allem in den Massenmedien – die Bildung sogenannter „Medienghettos“ und die alleinige Nutzung fremdsprachiger Medienangebote angesehen.

Jedoch kennzeichnet sich die Mediennutzung von MigrantInnen zumeist durch eine hybride Form der Nutzung, die inländische und ausländische Mediennutzung sowie die Auseinandersetzung damit einschließt. Die Rolle von Medien in Migrationsprozessen besteht aber nicht nur aus der Nutzungsdimension. Sie spielen ebenfalls eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Öffentlichkeit. Repräsentationen von Personen und Gruppen in einer Medienöffentlichkeit haben so eine gesellschaftliche Funktion, da sie einen bestimmten Deutungsrahmen vorgeben sowie soziale und politische Identitäten kon-

struieren. So werden in medialen Repräsentationen von MigrantInnen häufig Bilder des „Eigenen“ und des „Fremden“ entworfen. Mit der Bestimmung von etwas „Eigenem“ wird in diesen Alterisierungsprozessen das „Andere“ oder „Fremde“ abgegrenzt und damit Teil von Inklusions- und Exklusionsprozessen. In westeuropäischen Gesellschaften stehen diese Prozesse neben ethnischen Zuschreibungen häufig auch im Zusammenhang mit religiösen und geschlechtlichen Konstruktionen. Diese diskursiven Prozesse in Gesellschaften und Medien tragen damit zu Ethnisierungen bei und produzieren soziale, kulturelle und religiöse Differenzen, die zu Ausschlüssen führen können. Darüber hinaus zeigt eine Vielzahl von Einzelstudien zu medialen Repräsentationen von Migrantinnen, dass diese zumeist stereotyp dargestellt werden, zum Beispiel als bedrohlich oder als rückständig.

Eine systematische Erhebung der Mediendiskurse zu Migrantinnen und eine ausführliche Diskussion des Forschungsstands fehlte allerdings bisher in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Hier setzen die Autorinnen Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche und Annika Bach an und thematisieren die Verbindung von Weiblichkeit und Ethnizität in der aktuellen deutschen Medienberichterstattung. Die Studie geht zurück auf ein Forschungsprojekt, das 2008 und 2009 durchgeführt wurde (gefördert vom damaligen Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes NRW). Die Ausgangsfragen lauten unter anderem: „Wie werden Migrantinnen in den Medien dargestellt?“ und „Wie vielfältig sind ihre Lebensentwürfe, die in der medialen Berichterstattung sichtbar werden?“ (S. 12). Die Forscherinnen bieten damit sowohl wissenschaftliche als auch journalistische Perspektiven auf das Forschungsfeld Migration und Medien.

Um ein differenziertes Bild von Migrantinnen in den Medien zu entwerfen, unterteilen die Autorinnen ihr Buch in vier Teile. Im ersten Teil zum Forschungsstand werden die vorhandenen Studien zum Thema gesichtet und eingeordnet. Die Autorinnen stellen fest, dass die Darstellung von Migrantinnen bisher nur „punktuell“ und zumeist in „qualitativen Fallstudien“ analysiert wurde (S. 40). Dominiert werde das Forschungsfeld von Untersuchungen zu den „spezifischen Darstellungsweisen muslimischer Migrantinnen“.

Der Schwerpunkt der beiden methodischen Teile liegt auf einer Inhaltsanalyse von fünf überregionalen und regionalen deutschen Tageszeitungen (Bildzeitung, tageszeitung, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Kölner Stadtanzeiger, Westdeutsche Allgemeine Zeitung). Für den Zeitraum 2005–2008 wurden alle Artikel erfasst, in denen über Migrantinnen berichtet wurde. Die Festlegung des Samples stellt die Autorinnen zunächst vor das Problem der Bestimmung der Auswahlkriterien. So wurden neben den Artikeln, in denen explizit von Migrantinnen die Rede ist, auch Artikel erfasst, in denen durch die Berichterstattung auf einen Migrationshintergrund der Akteurinnen geschlossen werden konnte, sei es durch einen ausländisch klingenden Namen oder durch die Beschreibung der Kleidung. Insgesamt wurden so 1 265 Zeitungsartikel untersucht. Mit dieser Auswahl werden zwar ethnische Stereotype reproduziert, allerdings ist das, was als „migrantisch“ wahrgenommen wird, zumeist das Ergebnis des dominierenden gesellschaftlichen Diskurses über Migration. Die Autorinnen begründen dies mit einer Verbindung des Konzeptes eines „doing gender“ mit einem „doing ethnicity“. Dies löst zwar nicht das Problem der Reproduktion ethnischer Stereotype, führt aber zu einer Art „strategischem Essentialismus“, auf den Forscherinnen, um einen Forschungsge-

genstand analysierbar zu machen, teilweise zurückgreifen müssen. Die Ergebnisse der Inhaltsanalyse lassen Kontinuitäten, aber auch Verschiebungen deutlich werden. So zeigen Aussagen über das medial konstruierte Bild der Migrantin, dass die medialen Darstellungen vielfältig sind und sich keineswegs nur auf eine Opferrolle beschränken (S. 104). Sie variieren je nach Herkunftsland, so sind westeuropäische Migrantinnen eher die Erfolgreichen, während Migrantinnen aus Osteuropa und den arabischen Ländern als unterdrückt und integrationsbedürftig dargestellt werden. Unterschiede gibt es auch in der Berichterstattung verschiedener Zeitungen, da erstaunlicherweise sowohl taz als auch FAZ häufig von Migrantinnen als Opfer berichten, während die Bildzeitung zumeist prominente Migrantinnen in den Mittelpunkt stellt. In regionalen Ressorts finden sich zahlreiche Berichte über Migrantinnen, was darauf hindeuten könnte, dass Migrantinnen im lokalen Alltag als selbstverständlicher Teil der Gesellschaft angesehen werden. Migrantinnen, so schlussfolgern Lünenborg, Fritsche und Bach, werden in der deutschen Printberichterstattung schon längst nicht mehr nur als kopftuchtragende muslimische Frauen dargestellt, sondern in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen (S. 106). Mit diesen Inhaltsanalysen gelingt es den Autorinnen, ersichtlich darzulegen, wo Stereotype und Differenzen verstärkt werden, aber auch aufzuzeigen, wo es Darstellungen vielfältiger Lebensbereiche und Umdeutungen gibt.

In Fokusgruppeninterviews wurde darüber hinaus im dritten Teil des Buches mit Migrantinnen und Frauen ohne Migrationshintergrund diskutiert. Darin zeigte sich die Relevanz der Medienberichterstattung, da häufig Kritik an den stereotypen Bildern geäußert wurde. In Aneignungsprozessen von Medien werden die Bilder zwar verhandelt und teilweise umgedeutet, da sie jedoch ein stereotypes Bild von Migrantinnen transportieren, liefern sie für die befragten Migrantinnen kein Identifikationspotenzial.

Diese drei Teile des Buches fügen sich im vierten Teil zusammen, in dem eine kritische Reflexion der bisherigen Ergebnisse erfolgt. Die Autorinnen sehen als wesentliche Aufgabe des Journalismus für die Gesellschaft die Integrationsfunktion vielfältiger gesellschaftlicher Gruppen. Medienberichterstattung hat damit entscheidenden Anteil an Inklusions- und Exklusionsprozessen in einer Gesellschaft. Aus diesen Ausarbeitungen entwickeln die Autorinnen Handlungsempfehlungen, die von mehr migrantischen JournalistInnen über Sensibilisierung der Berichterstattung bis hin zu einer Anerkennung von MigrantInnen als Zielgruppe journalistischer Berichterstattung reichen.

Das Buch hält für KommunikationswissenschaftlerInnen, SoziologInnen und PolitologInnen einen reichhaltigen Fundus zum Forschungsfeld Migration und Medien bereit, bietet aber auch für Studierende einen guten Einstieg in die Thematik. Neben der konkreten Forschungsthematik werden weitere interessante Verbindungen geschaffen, wie zur Intersektionalitätsforschung, die weitere (zukünftige) Forschungsperspektiven eröffnen. Die Handlungsempfehlungen, um einer Stereotypisierung von MigrantInnen zu begegnen und einseitige Berichterstattung zu vermeiden, richten sich an konkrete HandlungsträgerInnen in Journalismus und Politik. Der gut aufgearbeitete Forschungsstand hilft Interessierten, weitere Aufsätze in diesem Themenfeld zu finden. Eine systematische Analyse der Printberichterstattung über einen längeren Zeitraum hinweg, die nicht nur spezifische Fälle in den Blick nahm, fehlte in der bisherigen Forschung. Insgesamt schließt die Studie so eine weitere Forschungslücke im Themenfeld Migration und Medien.

## Zur Person

*Ricarda Drüeke*, Dr., Postdoc am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: Online-Kommunikation, Öffentlichkeitstheorien, Medien und Ungleichheit

Kontakt: FB Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg  
E-Mail: ricarda.drueeke@sbg.ac.at

## Ulrike Tischer

Sebastian Scheele, 2010: *Geschlecht, Gesundheit, Gouvernementalität. Selbstverhältnisse und Geschlechterwissen in der Männergesundheitsförderung*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. 140 Seiten. 16,90 Euro

In der Männergesundheitsforschung herrscht die Lesart von Männern als Gesundheitsmuffeln vor: von der fehlenden Lust zum Arztbesuch über den höheren Alkohol- und Fleischkonsum als Frauen bis zum früher eintretenden Tod werden Defizite diagnostiziert. Aus diesen Defiziten wird Bedarf an einer auf Jungen und Männer ausgerichteten Gesundheitsförderung abgeleitet, die sich in den letzten Jahren auch zunehmend institutionalisiert. Sebastian Scheele stellt in seiner Diplomarbeit die Frage in den Mittelpunkt, auf welche Weise die geschlechtliche Ansprache von Männern in der Männergesundheitsförderung stattfindet und wie sie zu kontextualisieren ist. Neben der inhaltlichen Beschreibung der Diskurse der Männergesundheitsforschung möchte er durch den Anschluss an die Analysen zur neoliberalen Gouvernementalität in der Gesundheitspolitik und ein Hinterfragen des inhärenten Fortschrittsoptimismus eine kritische Einordnung der Diskurse ermöglichen (vgl. S. 19).

Als theoretischen Rahmen der Analyse wählt Scheele verschiedene Elemente aus Foucaults Repertoire: das Konzept der Gouvernementalität sowie die Subjekttheorie mit den Technologien des Selbst und der produktiven Verbindung von Macht und Subjektivation. Welche Art von Geschlechterwissen wird in der Männergesundheitsförderung produziert und aktiviert, welche Diskurse der Männlichkeit werden herangezogen und welche Selbstverhältnisse werden durch diese zu verbreiten versucht? Zur Beantwortung dieser Fragen beschreibt der Autor zunächst die Herausbildung der Männergesundheitsförderung durch die Ausweitung des Gesundheitsbegriffs in den Gesundheitswissenschaften (S. 22ff.), die im Konzept der Gesundheitsförderung „entsprechend ausgeweitete[n] Praktik“ (S. 25ff.) und die Etablierung des Geschlechts ‚Mann‘ als Zielgruppe (S. 32ff.). Als relevante Akteure sieht er die Frauengesundheitsbewegung, die schwule HIV-Präventionsarbeit sowie die Männerbewegung und -forschung.

Scheele beschreibt die Position männlicher Subjekte im Gesundheitsdiskurs in der Phase der „Hygiene“ im Vergleich zu weiblichen Subjekten als unpathologisch, autonom und (willens-)stark. Diese Position ändert sich radikal durch die Diskurse der Gesundheitsbewegung, in denen vorherige Konzeptionen von Gesundheit und Subjekt als „Medikalisierung“ begriffen und verworfen werden. Nun erscheint ‚der Mann‘ in den Gesund-

heitsdiskursen als defizitär, sein Subjektverhältnis durch das instrumentelle Verhältnis zum Körper als schädlich.

Im empirischen Teil befasst sich Scheele diskursanalytisch mit ab 1990 veröffentlichtem Material aus den Kontexten Wissenschaft, Politik, Massenmedien und Wirtschaft. Er verzichtet darauf, sich auf einen Kontext zu konzentrieren, und zieht auch Quellen aus Österreich und der Schweiz hinzu. Die Argumentationen in den Quellen untersucht Scheele entlang einer „Achse der Selbstverhältnisse“ und einer „Achse des Geschlechterwissens“, um anschließend die Verknüpfungen der Achsen und Folgen für Interventionsstrategien zu sichten.

Die Quellen beschreiben das Selbstverhältnis der Männer überwiegend als defizitär: Männer täten zu wenig für ihre körperliche und psychische Gesundheit, verdrängten Gesundheitsrisiken und seien sensibilisierungsbedürftig. „Auf diesem Eingeständnis kann dann eine Änderung des Verhaltens aufbauen, die letztlich zu einem freudigen Einverständnis mit dem neuen Selbstverhältnis führt“ (S. 92). Erst durch das reflektierte und geläuterte Selbstverhältnis, zum Beispiel im Sport (Abkehr vom Leistungsprinzip) oder in der Zeitverwendung (Entschleunigung statt Stress), können Praktiken der Prävention und Früherkennung internalisiert und verselbstständigt werden. Es ist also eine Intensivierung der Selbsterkenntnis gefordert. Gesundheitsförderung wird sowohl mit dem Natürlichen als auch mit dem Eigenen assoziiert. Insbesondere beim Thema Rauchen sieht der Autor Parallelen zur neoliberalen Gouvernementalität, in deren Logik soziale und moralische Verantwortung mit der Konzeption eines rational und nutzenorientiert handelnden Subjekts zusammen gehen. Die gewünschten gesundheitsfördernden Selbstverhältnisse der Männer kongruieren dabei mit Regierungs- und Wirtschaftsinteressen an Subjekten, deren Selbstregulierung „über ein maschinelles Funktionieren hinausgeht und die Optimierung des eigenen Humankapitals einschließt“ (S. 94).

Scheele kategorisiert das in den Quellen gefundene Geschlechterwissen in Anlehnung an Andresen/Dölling als „reflektiertes Geschlechterwissen“, das sich von habitualisiertem alltäglichem Geschlechterwissen abgrenzt (S. 87). Oft wird die traditionelle Männerrolle mit gesundheitsschädlichem Verhalten gleichgesetzt: Verletzlichkeit, Sensibilität und Gefahrenbewusstsein würden durch Risikobereitschaft und Heroismus der Männlichkeitsnorm verdrängt. Als Lösungsstrategie verfolgen einige Autoren die Anknüpfung der Gesundheitskommunikation an die vermeintlichen Eigenschaften und Rollenanforderungen der Männer: Betont werden Kraft und Aktivität, die durch Gesundheit gewonnen würden, die aktive ‚Beherrschung‘ auch der Gesundheitsvorsorge wird als Souveränität und Gestaltungspotenz ausgelegt (S. 96f.). Eine beliebte Stilform sind Gleichsetzungen von Körper und Auto/Maschine, die durch Formulierungen wie „zur Inspektion des eigenen Körpers“ (S. 98) anregen sollen, zu Früherkennungsuntersuchungen zu gehen. „Diese Analogie knüpft an das Selbstverhältnis als Maschine an, und modifiziert es nur durch den Hinweis, dass eine Maschine auch gewartet und gepflegt werden müsse“ (S. 98). Die im Selbstverhältnis noch als schädlich interpretierten „typisch männlichen Eigenschaften“ wie Autonomiestreben und Nutzenorientierung werden zum Mittel der Gesundheitsförderung transformiert, indem Männer aufgerufen werden, Experten in Sachen Gesundheit zu werden und das veraltete „Verständnis von Ignoranz gegenüber Risiken und (Körper) Grenzen“ durch ein neues Autonomieverständnis der gesundheitlichen Rationalität zu ersetzen (S. 99). Erreicht werden können solche Bewusstseins- und Verhaltensänderungen

durch eine Flexibilisierung von männlicher Identität und Geschlechterwissen, wobei jeder Mann individuell dafür sorgen muss, die richtige Balance von Eigenschaften und Verhalten zu finden. Scheele erkennt ein Paradox in der „Verknüpfung von dichotome[m] Geschlechterwissen mit der Vorstellung individueller, persönlicher Ausgestaltung. Das Paradox fällt umso mehr auf, je stärker naturalisiert das enthaltene Geschlechterwissen ist, also je stärker Geschlecht der Veränderbarkeit entzogen ist“ (S. 101).

Als Verknüpfung der Achsen „Selbstverhältnisse“ und „Geschlechterwissen“ macht Scheele zwei Pole der Strategien aus: auf der einen Seite eine intensivierte Selbstregulierung mit dem Ziel der „balancierten Männlichkeit“ (S. 102). Die Balancevorstellung impliziert ein normalistisches Selbstverhältnis, das permanente Selbstbeobachtung und -justierung verlangt. Der andere Pol ist die Verknüpfung von dichotomem und heteronormativem Geschlechterwissen mit einer beschränkten Veränderungsfähigkeit der defizitären Selbstverhältnisse (S. 104). Die männliche Psyche und ihr Handlungsrahmen werden hier als klar bestimmbar und nicht änderbar vorgestellt; die Strategien der Gesundheitsförderung müssen sich entsprechend anpassen und stoßen gleichzeitig auf Grenzen, die durch die essentialistisch gedachte Männlichkeit gesetzt sind (S. 106). Zwischen den beiden Polen gibt es „verschiedene Mischformen, die versuchen, durch modifizierte Praktiken der Männergesundheitsförderung der Defizitdiagnose zu entkommen“ (S. 106). Diese bestehen zum Beispiel in der Änderung der Ansprache (Lustbetonung von Gesundheitsvorsorge) oder im Eingehen auf ‚männliche‘ Rezeptionsgewohnheiten.

Die Arbeit liest sich sehr gut und identifiziert in der Männergesundheitsförderung ein spannendes Thema, zu dem bisher kaum soziologisch inspirierte Veröffentlichungen vorliegen. Insbesondere der Zugriff über die Diskursanalyse schafft interessante Einblicke, da sie das Feld der Männergesundheitsförderung mit der Vielzahl an Akteuren aus einer Makroperspektive betrachtet und die Produktion von „Wissen“ und „Wahrheit“ beleuchtet. Ein Manko ist der mit 110 Textseiten geringe Umfang der Arbeit (Diplomarbeit). Angesichts der theoretisch souverän abgeleiteten Perspektive auf einen spannenden Gegenstand wünscht man sich mehr und systematischer angeordnetes Material in der Analyse. Inwieweit die durchweg interessanten Zitate beispielhaft für die Diskurse in der Männergesundheitsförderung sind oder wie sich diskursive Formationen voneinander absetzen, bleibt schwer abzuschätzen. Insgesamt bietet der Autor eine frische und anschlussfähige Perspektive auf die Männergesundheitsförderung. Auch in Zukunft verspricht die Untersuchung der Genealogie der Diskurse in diesem Bereich und die Beobachtung der Kämpfe um Bedeutungselemente und Diskursstrategien in der Gesundheitsförderung ein interessantes Forschungsfeld zu sein.

## Zur Person

*Ulrike Tischer*, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum Jülich im Projekt „Wahrnehmung und Anerkennung von Demenzpatientinnen und -patienten“. Arbeitsschwerpunkte: Alter(n), Sport und Geschlecht; Soziale Konstruktion von Alter und Alterungsprozessen; Konstruktion von Männlichkeit und Sport im Alter; Frauengesundheitsförderung im Bereich Sport und Bewegung

Kontakt: Kleverstr. 5, 52066 Aachen

E-Mail: [uli.tischer@gmx.de](mailto:uli.tischer@gmx.de)